

DANIEL GLATTAUER

Darum

Buch

Stell dir vor, es ist Mord, und keiner glaubt dir. So geht es dem allseits beliebten Journalisten und Gerichtsreporter Jan Rufus Haigerer, der eines Abends wahllos einen Menschen niederschießt, um sich gleich darauf in die Hände der Justiz zu begeben. Dort will man ihn allerdings als Mörder partout nicht in Frage kommen lassen. Haigerer versucht mit allen Mitteln, endlich für seine Tat verurteilt zu werden. Doch sein Wille zur Sühne wird durch das unerbittliche Wohlwollen der Mitmenschen auf eine harte Probe gestellt ...

Autor

Daniel Glattauer, geboren 1960 in Wien, ist seit 1985 als Journalist und Autor tätig, seit 1989 für die Tageszeitung *Der Standard*. Bekannt wurde Glattauer vor allem durch seine Kolumnen, die im so genannten *Einserkastl* auf dem Titelblatt des *Standard* erscheinen und in denen er sich humorvoll des Alltäglichen annimmt. Sein Roman »Der Weihnachtshund« wurde erfolgreich für das ZDF verfilmt, sein Roman »Darum« wurde mit Kai Wiesinger in der Hauptrolle verfilmt.

Weitere Informationen über den Autor unter:
<http://www.danielglattauer.com>.

Von Daniel Glattauer außerdem bei Goldmann lieferbar:
Gut gegen Nordwind. Roman (46586)

Daniel Glattauer

Darum

Roman

GOLDMANN



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SG5-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier
München Super liefert Mochenwangen.

1. Auflage

Taschenbuchausgabe März 2009

Copyright © der Originalausgabe by Deuticke im Paul
Zsolnay Verlag Wien 2003 und 2007

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009
by Wilhelm Goldmann Verlag, München, in der

Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagcollage: Hanka Steidle
und Getty Images/Image Source

KA · Herstellung: Str.

Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-46761-7

www.goldmann-verlag.de

Die Explosion macht meine Ohren taub. Der Markt-
platz brennt. Die jetzt noch laufen, haben überlebt.
Ich freue mich für sie. Keine fünf Meter vor mir wälzt
sich eine alte Frau auf dem Asphalt. Ein roter Split-
ter steckt in ihrem Kopf. Ihr ist nicht zu helfen. Mir
ist nicht zu helfen. Ich betrachte die Hand, die die
Granate geworfen hat. Meine Hand. Ich kann nichts
Böses daran erkennen.

Xaver Lorenz

EINS

Ich wollte den Tag nicht vor dem Abend verdammen und stand sofort auf, als ich spürte, dass ich wach war. Nur nicht denken, dachte ich. Die rosa Zahnpastawurst hielt sich in der Mitte der Borsten. An schlechten Tagen rutschte sie beim Hinauspressen aus der Tube über den Rand der Bürste ins Waschbecken. Dort klebte sie dann als trauriges Häufchen Missgeschick. Meistens spülte ich sie weg. Zum Glück war ich kein depressiver Mensch.

Diesmal traf ich. Es war ein guter Tag. Mehr dachte ich nicht. Im Spiegel sah ich ein normales Gesicht. Manchmal zeigte ich mir am Morgen die Zunge. Diesmal nicht. Manchmal strich ich mir die Fransen aus der Stirn. Diesmal nicht. Manchmal zählte ich die grauen Haare an den Schläfen. Seit einigen Wochen nicht mehr. In der Küche machte ich Wasser heiß und goss es in die dicke gelbe Tasse, in die ich vor dem Schlafengehen einen Beutel Schwarztee mit Pfirsichgeschmack hineingehängt hatte. So machte ich es immer. Immer die gleiche gelbe Tasse. Immer Schwarztee mit Pfirsichgeschmack. Und immer hatte ich den Beutel schon am Vorabend in die Tasse gehängt. Damit war schon etwas

vom nächsten Tag verraten. Das nahm mir die Scheu davor.

Die kleine Reisetasche hatte sich von selbst gepackt. Ich nahm nur schwarze und blaue Sachen mit, die weich und warm waren. Meine Lieblingspullis und die schönen Hosen, bei denen sich die Frauen »schöne Hose, interessanter Mann« dachten, blieben zu Hause. Beim Verlassen der Wohnung spürte ich, dass das eine der heikelsten Situationen des Tages war, aber ich meisterte sie, denn ich verbot mir sofort, daran zu denken. Ich schloss die Augen: zwei sechs null acht neun acht. – Unvergesslich. Ich drehte den Schlüssel bis zum Anschlag. Damit war die Tür meiner Wohnung verriegelt. Das gab mir Sicherheit. Die Tasche warf ich ins Auto und fuhr.

Um elf war ich bei Alex, wie versprochen. Sie lehnte am Türrahmen. Ich legte meine Hände auf ihre heißen Ohren und sagte: »Lass dich ansehen«, oder so einen Blödsinn. Sie sah aus wie eine Frau, die sich nur noch ein einziges Mal kräftig schnäuzen musste, dann konnte sie mit ihrem neuen Leben beginnen. Am liebsten hätte ich sie geküsst und das neue Leben mit ihr begonnen. Nein, am liebsten hätte ich sie geküsst.

»Sind die anderen schon da?«, fragte ich. »Schlechte Nachricht, Jan«, erwiderte Alex. »Es kommt keiner mehr«, scherzte ich. »Sehr schlimm?«, fragte sie. Damit war klar, dass sie es mit mir alleine machen wollte. Umziehen. Ausziehen. Gregor stehen lassen. Es war Samstag. Wenn er am Sonntagabend vom Seminar (sie hieß Uschi) zurückkam, sollte die Wohnung leer sein. Das bedeutete:

Hundert Kubikmeter Massivholz, Schwermetall, Hartporzellan und Ähnliches mussten drei Stockwerke hinuntergeschleppt und später anderswo zwei Stockwerke hinaufgewuchtet werden. »Hast du schon gefrühstückt?«, fragte Alex. Ich lächelte. Innerlich schrie ich. Sie frühstückte, ich sah zu, sie sah mir zu, wie ich ihr zusah. »Ist was mit dir?«, fragte sie. »Was soll sein?«, fragte ich. Mit mir war bisher nie etwas.

Wir übersiedelten bis in die Dunkelheit des Oktobertages. Draußen regnete es bestialisch wie immer in dieser Stadt, wenn gerade eine Jahreszeit kippte. Zum Glück war ich kein depressiver Mensch. Als die Fronarbeit ausgestanden war, durfte ich in ihrer neuen Wohnung ein Vollbad nehmen. Das tat mir gut, ohne dass ich es wollte. Ich versuchte mich abzulenken und dachte an Sex. Aber das war kein guter Gedanke, er sprang sofort zu Delia über. Ich brach ihn gleich wieder ab.

Alex brachte mir ein Handtuch. Sie hielt es vor ihre Augen, um mich nicht in Verlegenheit zu bringen. Ich nahm es ihr ab und hielt es zur Seite, um ihr zu zeigen, dass sie mich nicht in Verlegenheit bringen konnte. Leider ging Sex nicht ohne Erregung. Wir hätten es beide gebraucht.

»Was hast du heute Abend vor?«, fragte sie mich beim abschließenden Kaffee, der mir den Magen zersetzte. »Nichts Aufregendes«, log ich infam und lächelte so, dass sie die Lüge als kleine Schwindelei deutete. »Eine Neue?«, fragte sie und hob eine Augenbraue. Dafür hätte ich sie gerne geküsst. (Dafür, dass sie mir jederzeit eine Neue

zutraute.) »Sei nicht so neugierig«, sagte ich, oder eine ähnlich phrasenhafte Scheußlichkeit. Ich musste Alex schleunigst verlassen, obwohl es viel zu früh war. Bei der verabschiedenden Umarmung drückte ich sie. Ich versuchte möglichst viel von ihr mitzunehmen, ohne dass sie es merkte. »Kopf hoch«, rief ich ihr nach. (Wegen Gregor.) Normalerweise wäre ich mir noch »Du weißt, du kannst mich immer anrufen« schuldig gewesen. Aber das ging diesmal nicht.

Die nächsten Stunden waren qualvoll. Es gab nichts mehr zu tun. Ich saß hauptsächlich im geparkten Auto und versuchte an nichts zu denken. Zum Glück trommelte Regen aufs Dach, das war ein Sinneseindruck, mit dem ich leben und bei dem die Zeit verrinnen konnte.

Als ich noch Lektor beim Erfos-Verlag war, hatte ich einmal einen Roman bearbeitet, in dem alle paar Seiten Regen auf ein Autodach trommelte. Immer wenn der Autorin die Ideen ausgegangen und die Handlung entglitten war, trommelte Regen aufs Dach. »Ein schönes Bild«, tröstete ich sie bei unserer ersten Besprechung. Sie tat mir leid. Sie saß neben mir wie eine dreimal gestürzte Kurläuferin, die auf die Noten der Punkterichter wartete. Sie aß vor Ehrgeiz ihre Lippen auf. Sie war erst dreißig und bereits der Illusion von Literatur verfallen. Ihr Roman war erschütternd leer. Sie hatte ihren Lesern nichts mitzuteilen. Sie hatte nichts erlebt. Nichts außer Regen, der auf ein Blechdach trommelte.

Bob's Coolclub sperrte um zehn Uhr auf. Ich war der fünfte Gast. Die ersten vier hatte ich vom Auto aus hi-

neingehen sehen. Ich kannte keinen von ihnen. »Hallo, Jan, Sauwetter«, sagte Bob. Ich senkte meinen Blick zu Boden. Für ihn mag es den Anschein gehabt haben, ich beutelte mir den Regen aus den Haaren. Mit der Linken klopfte ich ihm beim Vorbeigehen auf den Oberarm. Das ging als Begrüßung durch. Zum Glück durfte man in Bob's Coolclub cool sein. Wer mehr als drei Worte sprach, fiel auf.

Ich hatte den kleinen runden Tisch reserviert, an dem ich schon die Abende davor gesessen hatte. Für mehr als eine Person war in der Nische kein Platz. Man konnte auch keinen Stuhl dazustellen. Ein Wandvorsprung schirmte mich gegen die Nachbartische ab. Von den matt strahlenden Spots, die Bobs düsteren Coolclub beleuchteten, fiel kaum ein Licht in mein Eck.

Die vorangegangenen Nächte hatte ich so getan, als würde ich an einer »Story« arbeiten. Bob und die anderen wussten, dass ich Reporter war. Sie dachten, das sei ein Job, der darin bestand, nächtens in Spelunken wie Bob's Coolclub rumzuhängen, sich unentwegt Notizen zu machen (egal wie dunkel es war) und dabei Blauen Zweigelt zu konsumieren. Je mehr Blauer Zweigelt, desto stärker die Story, desto bedeutender der Reporter, dachten sie. Mich mussten sie für sehr bedeutend halten.

Die Kellnerin hieß Beatrice. Sie kannte mich vom Sehen. Ich kannte sie vom Wegsehen, ich wollte sie nicht kennen, ich hörte nur ständig ihren Namen. Bob's Coolclub rief seit einer Woche ununterbrochen bis in meine Träume hinein nach Beatrice. Als sie zu mir an den Tisch

kam, vertiefte ich mich in die Getränkekarte, hielt die Hand wie den Schirm einer Kappe vor die Stirn und bestellte beinahe stimmlos einen halben Liter Blauen Zweigelt. Es tat mir weh, eine Kellnerin nicht anzusehen, wenn ich mit ihr sprach. Das taten Gäste, die auf die billigen Machtdemonstrationen des Alltags angewiesen waren. Diesmal wirkte ich wie einer von ihnen.

Ich bekam mein Getränk und war froh, von niemandem mehr angesprochen zu werden. Mein Rücken schmerzte wegen Gregor. In meinem Gehirn vollzogen sich immer härtere Zweikämpfe. Einer geriet in Panik, der andere hielt ihm den Mund zu. Einer wollte denken, der andere wehrte sich dagegen. Ich hielt zum anderen und tat mein Möglichstes, ihm beizustehen. Nur nicht denken, Jan. Es war längst alles ausgedacht.

Gegen elf setzte der Besucherstrom ein. Von meiner Nische waren es nur etwa vier Meter bis zur Eingangstür. Sie lag vollständig in meinem Blickfeld. Kein Hindernis war dazwischen. Rechts davon lehnten Gäste mit dem Rücken zu mir an der Theke. Links schlichteten sich die ersten drei Tische die Wand entlang bis in die Tiefe des Raumes. Der vierte Tisch verschwand in einer Wolke aus Rauch.

Ich wusste immer schon vorher, wenn jemand hereinkam. Ich sah, wie sich die Türschnalle senkte. Von da an dauerte es etwa fünf Sekunden, bis der neue Gast im Lokal stand. Die meisten drehten sich nochmal zur Tür um, um sie zu schließen. Und selbst die, die es nicht taten (weil sie davon ausgingen, dass die Tür von selbst

zufiel), verharrten stets einige Sekunden im Stillstand, um sich einen ersten Überblick zu verschaffen, um die Augen an die Nebelwand zu gewöhnen, um Bekannte zu suchen oder interessante Unbekannte anzuvisieren, denen sie vielleicht näherkommen wollten.

Der Eingang war von der Mauerdecke aus mit einem Spot beleuchtet, aber nur bis zu einer Höhe von etwa anderthalb Metern. Darüber warf ein wuchtiger Balken seinen Schatten. Von meinem Platz aus sah ich Gäste, die eintraten, höchstens bis zur Höhe ihres Halses. Sie trugen Frauen- oder Männerschuhe, spitz oder breit, farbig oder schwarz. Sie hatten lange oder kurze Beine, enge oder weite Hosen, schmale oder dicke Bäuche, umhüllt von flippigen Jacken oder biederen Mänteln. Keiner glich dem Nächsten, jeder war anders, auf seine Weise unverwechselbar. Und doch hatten sie eine Gemeinsamkeit: Sie betraten allesamt kopflos, vom Schatten des Balkens enthauptet, den Raum. Keiner von ihnen hatte ein Gesicht. Keiner hatte eine Mimik. Keiner zeigte Regungen.

Ich schloss die Augen und öffnete sie sofort wieder, als ich merkte, dass ich mich spürte. Ich nahm einen Schluck Blauen Zweigelt. Er schmeckte nach Delia. Ich wischte mir mit dem Handrücken über den Mund, um Spuren zu verwischen, die es nicht mehr gab. Zum Glück war ich kein depressiver Mensch. Vor mir lagen ein paar beschriftete Zettel, die nach einem Skriptum eines Zeitungsreporters aussahen. Ich konnte nicht lesen, was darauf stand. Mir zerflossen die Buchstaben auf dem Weg ins Gehirn.

Um Punkt halb zwölf ließ ich meine linke Hand in die innere Jackentasche fallen, nahm den gefüllten schwarzen Wollhandschuh heraus, legte ihn vor mich auf den Tisch, umrahmte ihn mit den Händen wie ein futterneidisches Kind eine Tafel Schokolade und nahm etwa drei Sekunden Abschied von dreiundvierzig Lebensjahren. Zwei Sekunden davon verbrauchte ich allein für Delia. Anscheinend hatte ich sie geliebt.

Ich drehte den gefüllten Handschuh so, dass der steife dicke Finger, der ein paar Millimeter aus dem Stoff herausragte, zur Ausgangstür zeigte, legte die rechte Innenhand darüber und fixierte das Ding auf dem Tisch. Mein linker Zeigefinger senkte sich in die aufgeschnittene Öffnung der Wolle. Dort durfte er ein paarmal sanft kreisen, um die enge kühle Begrenzung zu fühlen. Dann ließ ich die Fingerkuppe in der metallenen Beugung ruhen.

Bob's Coolclub hatte inzwischen alles Individuelle verschluckt. Die Stimmen hatten sich zu einem Hörbrei verührt. Hin und wieder brachen übertrieben schrille Brocken heraus. Da tat der Alkohol schon seine Wirkung. Einzig der Ruf nach Beatrice war konkret. Er allein versetzte mir spitze Stiche im Magen. Im Übrigen tat mir das Kreuz weh und ich war froh, dass mir das noch immer auffiel.

Auf der Tischplatte vor mir hatte nun alles seine Ordnung. Ich hob den Blick zur Eingangstür. Dabei streifte er die Wanduhr über der Theke: 23.38 Uhr. Es dauerte etwa drei Minuten, bis sich die Türschnalle senkte. Ich hatte drei Minuten nicht geatmet. Das beruhigte mich. Mein

Gehirn war nun wohl auch aus medizinischen Gründen nicht mehr in der Lage, andere Befehle zu erteilen als die bereits programmierten.

Die Tür öffnete sich. Ich zählte eins, zwei, drei, vier. Meine linke Fingerkuppe bewegte sich wie eine autonome Widerstandskämpferin. Sie drückte gegen den kühlen Metallhebel – und hob den Druck sofort wieder auf. In der Eingangstür verschanzte sich der Körper des Neuankömmlings hinter einem großen dunklen Kreis, stemmte sich frech gegen sein Schicksal. Ich wollte aufschreien, laut protestieren. Der, auf den ich wartete, durfte mir keinen aufgespannten Regenschirm entgegenhalten. Ich wollte aufspringen. Meine Beine waren lahm. Meine Lippen waren starr. Meine Hände konnten sich nicht bewegen. Sie waren mit dem Gegenstand, den sie umklammerten, verschmolzen.

Der Sekundenzeiger der Wanduhr drehte eine Ehrenrunde und legte noch ein paar Sekunden drauf. Dann kippte die Türschnalle wieder nach unten. Und ich begann im Geiste bis fünf zu zählen. Bei drei riss mein Trommelfell und mein Herz stand still: »Haben Sie noch einen Wunsch?« Das galt mir. Ich verlor die Beherrschung und sah Beatrice in die Augen. Sie erschrak über meine Panik. Das wollte ich nicht. Ich hatte niemals Menschen erschreckt. Ich verfluchte mich dafür. »Nein, danke«, hörte ich mich sagen. Vielleicht gelang mir sogar ein Lächeln. Beatrice verschwand. Ich strich ihr erstauntes Gesicht. Damit war mein Gedächtnis wieder leer. Fast leer: zwei sechs null acht neun acht.

Meine Finger hatten ihre Position wieder eingenommen. Rechts oben sprang der Minutenzeiger von 50 auf 51, als sich die Türschnalle senkte. Auf »eins« öffnete sich der Türspalt. Auf »zwei« erkannte ich dunkle Herrenschuhe. »Drei« waren hellblaue Jeans. »Vier« – Rottöne verschwammen und wurden schwarz. Meine Augen trännten. Ich presste sie zu. Ich zog den Kopf ein. Mein linker Zeigefinger krümmte sich. Die verbliebene Kraft meines Körpers und meines Geistes brannte in der Fingerkuppe. Sie überwand alle Schwellen und Barrieren und drückte gegen den Hebel. Meine Zähne bissen mir die Schläfen aus dem Schädel. Dann endlich war der Finger durch. »Fünf« war ein dumpfer Knall und ein schwerer Niederschlag bei der Eingangstür. Das Echo war weit weg von mir. Weit, weit weg, in einem anderen Leben.

ZWEI

Denken war wieder erlaubt. Ich dachte, sie würden sich jetzt gleich alle auf mich stürzen. Sie würden mich überwältigen, zu Boden reißen, auf den Rücken legen. Sie würden auf meinen Unterarmen knien und auf mich einschlagen, mit ihren äußeren Handflächen, einmal links, einmal rechts. Meinen Kopf hätte es von einer Seite auf die andere gebeutelt. Und auf meinen Wangen hätten sich blutige Kratzspuren ihrer Fingernägel gebildet. »Lasst ihn, er hat jetzt genug«, hätte irgendwann eine raue vernünftige Stimme im Hintergrund gerufen. Danach hätte ich das Bewusstsein verloren. Und in der Zelle wäre ich aufgewacht, dachte ich. Ja, ich hatte verdammt viele schlechte Kriminalfilme gesehen.

Ich erhob mich von meinem Sitz und streckte den Handschuh mit der Pistole von mir. Es sollte heißen: Ich ergebe mich. Ich wollte festgenommen werden, man hätte mich schlagen dürfen, es hätte wehtun müssen. Aber keiner sah mich, keiner interessierte sich für mich, keiner nahm Notiz von mir.

Der Schauplatz der Geschehnisse war etwa vier Meter von mir entfernt, vor der offenen Eingangstür. Alle Ge-

räusche und Bewegungen fanden dort statt. Der mit der roten Jacke lag flach ausgestreckt auf dem Boden und rührte sich nicht. Bob und ein anderer beugten sich über ihn. Beatrice stand mit einem Wasserkrug daneben. Sie tat mir leid, sie hatte scheue Augen und musste das alles mit ansehen. Ich dachte an Delia. Ich überprüfte, ob es den Gedanken an sie noch gab. Es gab ihn. Wenn es möglich war, eine Sekunde lang trocken zu weinen, dann hatte ich soeben eine Sekunde lang trocken geweint.

Bob richtete sich auf und nahm eine hilflos-hysterische Haltung ein, wie man sie aus Kriminalfilmen kannte. Jetzt fehlte nur noch: »Wir brauchen einen Arzt. Ist jemand von Ihnen Arzt?« Dann wäre ein Sir mit Staubmantel hervorgetreten, hätte sich über das Opfer gebeugt, hätte (vergeblich) nach dem Puls gefühlt und den schlaffen Arm fallen lassen, hätte mit dem Ohr nach Herztönen gesucht, hätte mit den Fingern an den Augenlidern des Patienten herumgerührt, hätte sich vom Liegenden abgewandt, hätte sich aufgerichtet, hätte in die betretene Gruppe gestarrt und schwermütig verkündet: »Da ist nichts mehr zu machen. Der Mann ist tot.«

Mit der Waffe in der Hand kam ich mir irgendwie lächerlich vor und ließ sie fallen. Ich hörte sie nicht aufschlagen, sie hatte kein Gewicht mehr. Vielleicht klebte sie auch an mir fest. Jemand hatte inzwischen meinen halben Liter Blauen Zweigelt ausgetrunken. Ich, wer sonst. Zeit war verloren gegangen. Es war ein Uhr nachts. Bei der Tür lief der Katastrophenfilm seinem Ende zu. Zwei weiße Männer stürzten herein, hoben den mit der roten

Jacke auf eine Bahre und verschwanden. Bob's Coolclub atmete erstmals kurz durch. Die Hysterie verteilte sich gleichmäßig auf den Raum und nahm dadurch an Lautstärke ein wenig ab. »Die Lage normalisierte sich«, hätte es in den Nachrichten geheißt.

Niemand durfte das Lokal verlassen. Das war klar. Ich wollte die Sache verkürzen und endlich alles aufklären. Wie kamen die anderen dazu? Vielleicht machten sich Angehörige schon Sorgen um sie. Ich holte Luft, um die letzten Reste von Panik mit »Ich hab's getan« zu überschreien. Ich legte meine Hände über Kreuz, wie man es tut, um sich Handschellen anlegen zu lassen. Da machte ich eine grauenhafte Entdeckung: Ich sah Inspektor Tomek. Zu spät, er hatte mich bereits erkannt, eilte auf mich zu, legte mir den Arm um die Schulter, lachte grob auf und sagte: »Hätte ich wetten können, dass ihr wieder vor uns da seid.«

Für ihn gab es kein Du und Ich, immer nur »Wir« und »Ihr« – »wir Polizisten« und »ihr Journalisten«. Er hatte keine Ahnung, wie sehr er mich mit diesem Plural demütigte. Aber sonst war er ein feiner Mensch. Er kaufte seinen Töchtern zum Geburtstag Pferde und solche Sachen.

»Ist er tot?«, fragte ich. Tomek lächelte. Die Frage kam ihm naiv vor. Er dürfte erkannt haben, dass es mir nicht gut ging. Er sah mich mitleidig an. Er mochte mich. Ich war einer seiner Lieblingsjournalisten. Ich war von vielen einer der Lieblingsjournalisten. Ich stellte niemals lästige Fragen. Ich spürte nie wem nach. Ich nahm, was man mir

gab, und ich schrieb, was ich fühlte. Ich war kein guter Journalist, denn ich war gar kein Journalist. Keiner hatte das je bemerkt.

»Habt ihr schon was rausgekriegt?«, fragte er. Ich erklärte ihm, dass ich privat hier sei, ich verwendete das Wort »zufällig«. Das war nicht vorgesehen. Ich schämte mich. Ich konnte Tomek die Wahrheit nicht zumuten. Ich hätte seinen Blick nicht überlebt.

Er erklärte mir, dass sie noch nicht viel wussten. (Das sagten sie immer, meistens stimmte es auch.) Den Toten kannte hier niemand. Ob »wir« ihn vielleicht kannten? Nein, wir kannten ihn nicht, stotterte ich. Es fiel nur ein einziger Schuss, erfuhr ich. Er drang aus kurzer Distanz durch den Rücken in die Herzkammer. »Durch den Rücken?«, fragte ich entsetzt. Tomek glaubte, ich fände das besonders perfide, so erklärte er sich meine Aufregung. Der mit der roten Jacke muss sich also umgedreht haben, dachte ich. »Wir glauben, er ist beim Eintreten ins Lokal von der Straße aus erschossen worden«, meinte Tomek. »Aber die Tür war doch schon zu«, protestierte ich. (Oder war sie offen?) Tomek lächelte und rührte väterlich an meiner Schulter. Er glaubte, ich stünde unter Schock. Er hatte Recht.

Beatrice brachte uns Kaffee und Wasser. Sie dachte, wir arbeiteten gemeinsam an dem Fall. Sie schlug einmal kurz die Augen zu mir auf. Ich wäre daraufhin gern mit ihr nach Brasilien ausgewandert. Sie vertraute mir. Das tat scheußlich weh. Zum Glück war ich kein depressiver Mensch. Im Hintergrund arbeitete die Spurensiche-

rung. Die Gäste wurden abgegriffen. Sie mussten ihre Arme zur Seite strecken. Einige mussten sich ausziehen. Sie wurden sicherheitshalber wie Verbrecher behandelt. Alles wegen mir. Es waren zum Glück fast nur Männer im Raum. Und sie wirkten von weitem alle sehr cool. Das beruhigte mich ein bisschen.

Mich durchsuchte keiner. Ich gehörte zu Tomek dazu, dachten sie. Und für Tomek war ich hier der einzige Unverdächtige. Bob nahm mir gegenüber eine demütige Haltung ein. Er hatte Angst vor »Schlagzeilen«. Als Journalist galt ich automatisch als brutaler Zeilenschläger, der wirtschaftlich labile Lokale wie seines mit wenigen Worten zerschmettern konnte. Ich fühlte mich mies. Alles lief falsch.

Ich musste mich setzen. Meine Magensäure ätzte. Ich hatte dreißig Stunden nichts gegessen. Ich verspürte diesen schmerzhaften Hunger, der nicht mehr zu stillen war. Man hätte mir trockene Semmeln in den Mund stopfen müssen. Aber wer hätte mich zwingen können, sie zu schlucken? Das Wichtigste fiel mir gerade noch ein, ehe ich mit mir hätte geschehen lassen, was der Zufall wollte: die Waffe. Sie lag unter dem Tisch, ich schaufelte sie mit den Füßen unter meinen Sitz und hob sie auf. Mit »Hier ist die Tatwaffe« wollte ich mir eine letzte Chance auf ein sofortiges Geständnis einräumen. Aber die Worte blieben mir in der Kehle stecken. Die linke Hand war flinker und verschlagener. Sie ließ die Pistole in die Jackentasche gleiten.

Die Beinklötze trugen mich an Bob vorbei zum Aus-

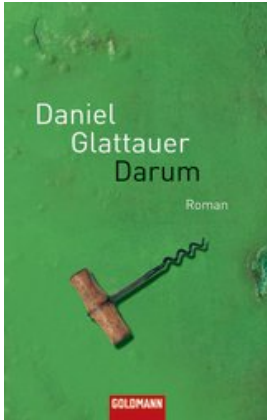
gang. Von dem mit der roten Jacke war eine Kreideumrandung auf dem Holzboden übrig geblieben. In der Schule musste man von solchen geometrischen Figuren den Umfang und die Fläche ausrechnen. Ich machte das gern, ich war ein guter Schüler. »Er darf gehen, er ist Journalist«, rief Tomek seinen beiden uniformierten Türpfosten zu. »Schlaf dich aus, Jan«, sagte er zu mir. (Er hatte auf den Plural verzichtet, ich muss schreckliches Elend ausgesendet haben.) »Und komm morgen früh bitte ins Kommissariat, damit wir das Protokoll erledigen.« Er konnte nicht aufhören mir nachzurufen. »Vielleicht wissen wir dann schon mehr.« – »Viel Glück«, murmelte ich. Allein deswegen hätte man mich verhaften müssen.

In der Tür drehte ich mich noch einmal um. Ich starrte zu dem Platz, von dem aus ich geschossen hatte. Ich schoss im Geiste zurück. Dabei streifte mich Beatrices Blick. Brasilien, dachte ich. Aber wie viele Leben verlangte ich noch?

DREI

Draußen war ich gleichzeitig Treiber und Getriebener. Ich versteckte mich und fand mich in meinem Auto wieder. Es stand nicht mehr da wie vorher. Es war ein Fluchtauto geworden. Auf dem Rücksitz lag sinnlos die Tasche mit den Sachen für die Untersuchungshaftzelle, in der ich aufgrund der Verkettung widriger Umstände nicht gelandet war. »Verkettung widriger Umstände« war ein scheußlicher Begriff aus den Medien. Eine Zeitlang verwendete ich selbst solche Phrasen. Ich tat es, um mich über die leblose Sprache der Journalisten lustig zu machen. Ich machte mich dabei über mich selbst lustig. Keiner lachte. Die Leute fanden das normal. So widrig konnten die Umstände sich verketteten.

Es hatte aufgehört zu regnen. Das bedeutete: Der Regen trommelte nicht mehr aufs Dach. Ich musste losfahren. Ich musste davonfahren. Ich musste mich einholen. Ich beschloss, die nächste Polizeiwachstube aufzusuchen und mich zu stellen. Ich fand keinen Parkplatz. Mir fehlte die Kraft, einen Parkplatz zu suchen, und mir fehlte die Courage, in zweiter Spur stehen zu bleiben. Also fuhr ich weiter. Ich hatte bereits mindestens zwei qualvolle Zu-



Daniel Glattauer

Darum

Roman

Taschenbuch, Broschur, 320 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-46761-7

Goldmann

Erscheinungstermin: Februar 2009

Der nette Mörder von nebenan

Stell dir vor, es ist Mord, und keiner glaubt dir. So geht es dem allseits beliebten Journalisten und Gerichtsreporter Jan Rufus Haigerer, der eines Abends einen Menschen niederschießt, um sich gleich darauf in die Hände der Justiz zu begeben. Dort will man ihn allerdings als Mörder partout nicht in Frage kommen lassen. Haigerer versucht mit allen Mitteln, endlich für seine Tat verurteilt zu werden. Doch sein Wille zur Sühne wird durch das unerbittliche Wohlwollen der Mitmenschen auf eine harte Probe gestellt ...